In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 21. Posen, den 26. Januar 1928. 2. Jahrg.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

8. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Bransen zitterte vor dieser weichen, freundlichen Stimme. Hier er nicht Werner Holz? Er sah sich nicht um, er kannte keinen Mann namens Bransen! Da fühlte er eine Hand, die ihn am Aermel zupfte.

„Frau von Janotta!" sagte er überrascht und streckte ihr seine Hand hin und sah ihr schräg in die Augen. Es durchzuckte ihn, wie im Zug, es war Yester, die leibhaftige Yester, die seine Hand drückte. Er faßte sich und verbarg ein Zittern. Er sagte mit fester Stimme: „Ich glaube, daß Sie mich verwechseln. Mein Name ist Holz."

Sie lachte erstaunt.

„Darf ich Ihnen meinen Paß zeigen?" fragte er in großer Sicherheit und blickte sie solange an, bis sie seinen Augen aus dem Wege ging.

„Oh, entschuldigen Sie," entgegnete sie vorsichtig. „Ich verwechsle Sie zwar nicht, denn wir haben gestern denselben Zug benutzt, aber ich irre mich." Sie zuckte die Schultern. „Ich habe den Namen Bransen auf Ihrem Buch gelesen," fügte sie erklärend hinzu.

Bransen atmete auf. „Dies Buch ist nicht mein Eigentum. Es gehört einem Bekannten."

„Oh, verzeihen Sie vielmals," antwortete sie wieder. „Meine Schlußfolgerung war recht töricht. Das ist zu albern, nicht wahr?"

Er nickte und hätte sich gern verabschiedet. Dies Mädchen, das Yester so ähnlich war, erschien ihm unheimlich. Der Lido stand in förmlichen Flammen, hier aber herrschte eine Ruhe, die ihn schwer bedrückte. Die Ahnungslosigkeit, die auf ihrem Gesicht stand, zermalmte ihn. Es war schwer, ihr nicht die Mitteilung zu machen, daß die Tänzerin Yester erschossen sei. Ihre Augen blickten ihn an, als wenn sie ein Wort von ihm erwarteten. Er konnte jedoch nichts sagen; denn alle Gedanken, die sich nicht auf Yester oder sich bezogen, waren gelähmt.

„Wollen Sie nicht eine Tasse Tee mit mir trinken, Herr Holz?"

Bransen dankte. „Verzeihen Sie, Frau v. Janotta, ich bin nicht wohl. Mir hat diese laute Stadt Kopfschmerzen gemacht," sagte er und reichte ihr die Hand.

„Oh, Sie glauben, ich bitte Sie aus Höflichkeit. Ich habe dieselben Kopfschmerzen wie Sie. Diese laute Stadt überanstrengt die Augen. Ich habe Sie zu einer Tasse Tee gebeten, weil ich allein bin und mich, offen gesagt, langweile. Sie waren mir gestern behilflich, und ich sitze hier nun und sehe Sie kommen und denke mir, ich werde ihn zu einer Tasse Tee bitten. Wenn er nicht grob ist, gibt er mir keinen Korb." Sie lächelte. „Haben Sie noch Kopfschmerzen, Herr Holz?"

Werner Holz fand keinen Ausweg. „Werden ihr meine Kopfschmerzen morgen nicht auffallen," dachte er, „wenn sie die Zeitung liest?" Er mußte sich beherrschen und eine halbe Stunde freundlich plaudern, wie es unter Menschen Sitte war, die nicht mit Revolvern hantierten. Die Tasse Tee und die hübsche Frau waren gleichzeitig Entlastung. Das hieß: „Der kann es nicht gewesen sein!"

Bransen folgte ihr an den runden Tisch am Kamin und wählte einen Sessel, der nicht vom Lichtkegel der Stehlampe berührt wurde.

„Nehmen Sie Gebäck? Zitrone? Wieviel Zucker?" Sie bediente ihn mit vollendeter Liebenswürdigkeit, und manchmal blickte sie ihn genau so interessiert an wie während der Eisenbahnfahrt. „Nehmen Sie auch Rum?"

„Nein, danke."

„Sind Sie allein in Venedig?"

„Ja."

Frau von Janotta lachte leise. „Das ist nicht schön, gar nicht schön, in Venedig allein zu sein. Was soll man hier allein machen? Man wird ja schwermütig! Ich bin nie gern allein." Sie plauderte frisch und ungeniert, wie es ihre Art war, und hatte Bransen, der mit den Worten sparsam umging, bald in ein Gespräch gezogen, dessen Kosten sie größtenteils bestritt. „Venedig ist eine Stadt für Hochzeitsreisende," sagte sie. „Aber nichts für ernste Menschen."

„Sind Sie so ernst, Frau von Janotta?"

„Oh, zuweilen! Haben Sie anders geglaubt?"

„Ich nahm an, daß Sie sehr lustig seien."

„Das scheint nur so. Menschen, die viel lachen, haben meist einen ernsten Charakter," entgegnete sie mit einem nachdenklichen Lächeln, als bedrücke sie irgendein Leid. „Ich bin auf keiner Vergnügungsreise, nein, im Gegenteil, sonst wäre ich ja mit meinem Mann gereist. Ich hatte in Venedig eine ernste Aussprache, das ist nun erledigt, und morgen reise ich zurück."

Bransen stutzte. Er führte die Tasse zum Mund, um sich nicht zu verraten. Besucher, die auf einen Tag nach Venedig kamen, wie sie und er, waren selten. Sie war mit ihm gekommen und wollte gleichfalls morgen zurück? Hinter ihrem Lächeln ahnte er eine andere Bedeutung.

„Ich war den ganzen Tag auf dem Lido," fuhr sie fort, sprach aber nicht weiter, da sie sein verstörtes Gesicht bemerkte.

Es sprach eine gewisse Hinterlist aus ihr, die ihn in Schrecken versetzte. Ohne Zweifel, sie wußte alles, wußte, wen sie vor sich hatte! Sie wollte ihm zu verstehen geben, daß sie nicht gewillt sei, ihn aus den Augen zu lassen: morgen fuhr sie mit ihm zusammen zurück! Auf einmal standen diese Ungeheuerlichkeiten für ihn fest.

„Ich kenne den Lido nicht," sagte er und starrte ihr mit gespanntem Ausdruck ins Gesicht. „Gelegentlich will ich hinüber; denn ich habe vor, vier Wochen in Venedig zu bleiben."

Ihre Miene veränderte sich nicht. „Der Lido ist schön, Sie werden begeistert sein," sagte sie nur. „Sie hätten schon heute zum Lido fahren sollen."

Bransens Lippen fingen an zu zittern. Er zappelte in einem unsichtbaren Netz. Wer war diese Frau? Hatte sie schon im Zug gewußt, was er vorhabe? War sie vielleicht eine von Yester bezahlte Agentin mit dem Auftrag, ihn zu überwachen? „Sie hätten schon heute

zum Lido fahren sollen!“ Wollte sie damit sagen, daß er es morgen nicht mehr könne, weil sie ihn verhaften ließ? Er sah sie immer noch starr an, und auf einmal flammte eine maßlose Wut in seinen Augen auf. „Es eilt mir nicht, nach dem Lido zu kommen, Frau von Janotta!“ sagte er gereizt. „Ich lege nicht viel Wert auf das Meer! Ich habe gar nichts übrig für das Leben am Strand und in den Kabanen. In den moscheengleichen Hotels würde ich mich nicht wohl fühlen.“

„Wie gut Sie den Lido kennen! Ja, einige der Hotels gleichen wirklich Moscheen. Sie sprechen über den Lido, als wenn Sie schon da gewesen wären.“

Ein Kältegefühl lief ihm den Rücken entlang. „Ich werde niemals zum Lido fahren,“ sagte er langsam und matt, und seine Lippen verzogen sich zu einem krankhaften Lächeln.

„Sie scheinen das Meer ja geradezu zu hassen,“ lächelte sie. „Aber ich liebe es unheimlich! Schade, daß ich diesmal ganz um das Vergnügen gekommen bin! Es sind zu ernste Sachen, die ich hier zu tun hatte.“

Bransen spürte voll Angst, wie sie immer offener und offener wurde. Sie bemühte sich nicht mehr, etwas zu verdunkeln. „Was sind das für ernste Sachen?“ fragte er mit zitternder Stimme.

Frau von Janotta mied seinen Blick. „Es wird Sie nicht interessieren. Uebrigens möchte ich diese eine Stunde nicht davon sprechen. Wollen Sie nicht nett sein? Ich möchte noch etwas von Venedig sehen. Seien Sie mein Begleiter.“

Bransen verstand. Sie wollte ihn aus der Hotelhalle locken, um kein Aufsehen zu machen; vor dem Portal wurde er vermutlich von ein paar handfesten Leuten erwartet. Also kein Versteckspiel mehr! Er erhob sich entschlossen.

„Gut, Frau von Janotta. Ich verstehe Sie. Lassen Sie uns gehen.“

Sie blickte ihn fröhlich an. „Sie müssen aber noch einen Augenblick Geduld haben. Ich muß mich nur etwas zurechtmachen.“

Bransen verließ mit ihr das Hotel, aber niemand erwartete ihn vor dem Portal. „Was hat sie vor?“ dachte er scheu. Frau von Janotta hatte angenehme Dinge vor.

Sie schlenderten über den Markusplatz und betrachteten minutenlang schweigend die phantastische Silhouette der Markuskirche. Sie gingen durch enge Gassen, begleitet von einem Kanal. Sie besuchten eine Bar, in dem ein selbsttätiges Klavier die Stimmung herstellte. Sie nahmen eine Gondel und glitten durch das geheimnisvolle, bewegliche Dunkel, unter den schiefen Giebeln alter Häuser.

„Die Atmosphäre ist mit dunklen Rätseln geladen,“ sagte sie und blickte auf eine schräge Brücke, die von Finsternis umgeben war. „Es ist, als wenn in jedem Haus ein Mord geschehen sei. Und es ist, als wenn jedes Haus glühende Liebespaare einschließe.“

Bransen zuckte zusammen, aber er antwortete nichts.

„Nicht wahr? Liebe und Verbrechen, das liegt hier in der Luft.“

„Die Liebe . . .“ sagte er. Und sie blickte ihn sonderbar an. Sein Aussehen befremdete sie; seine Stirn war von tiefen Falten durchfurcht, die auch blieben, wenn er sprach. Der Glanz seiner Augen war erloschen. Zuweilen schien er ganz teilnahmslos.

Die Aufregungen des Tages hatten ihn nicht niederwerfen können. Aber diese Stunde der Ungewißheit untergrub sein Selbstbewußtsein. Ausgeschaltet von Aktivität, mußte ein Mann wie Bransen zusammensinken. Als sie ihn einmal mit der Hand berührte, fuhr er auf, als hätte ihn elektrischer Strom getroffen.

Dann kehrten sie zurück. Vor dem Abschiednehmen sagte sie noch: „Es tut mir leid, daß ich morgen schon zurück muß. Sie sind ein ernster, aufrichtiger Mensch, und Sie gefallen mir sehr gut. Es ist wirklich schade, daß ich nicht noch bleiben kann.“

*

Bransen schloß sich in sein Zimmer ein. Er hörte das Blut in seinen Ohren sieden. Sein Plan war fertig, eingraviert in seinen Schädel, haarscharf. Plötzlich war der ganze Plan zusammengestürzt. Zwischen diesen Wänden war er gefangen. Er machte keine Anstrengung, sich zu befreien. Er stand tief in Gedanken verloren da, und ein seltsames, demütiges, gedankenloses Lächeln umspielte seine Lippen. „Wenn ich zur Polizei gehe und mich stelle,“ dachte er. „Nein, die Arbeit! Ich m u ß leben!“

Mit langsamen, matten Schritten, wankenden Knien und einem Gefühl von heftigem Frost ging er umher. Schließlich legte er sich angekleidet aufs Bett und streckte sich mit leisem, schmerzlichem Stöhnen darauf aus; seine Augen waren geschlossen. So lag er eine halbe Stunde, bevor er das Licht ausdrehte.

Das Bewußtsein schwand ihm. Er riß erst wieder entsetzt die Augen auf, als es an der Tür klopfte.

Es schien ihm merkwürdig, daß mitten in der Nacht jemand klopfte. Träumte er vielleicht nur? Nein, nein, die Dämmerung war bereits angebrochen, doch in der Luft lag eine ganz besondere Schwüle. Es klopfte stärker.

Bransen sprang erregt auf und öffnete die Tür.

Frau von Janotta!

Das Herz klopfte ihm gewaltig. „Sie sind es?“

Sie war sehr bleich und hielt sich mit aller Anstrengung aufrecht. „Ja, doch warum zittern Sie? Haben Sie mich nicht erwartet? Ich glaube, daß Sie annehmen mußten, mich wiederzusehen.“

„Ich nahm das nicht an.“

Sie senkte den Kopf. Ihre Hand griff nach der seinen. „Ich komme, um Sie abzuholen.“

„Es ist aus,“ dachte Bransen und zitterte nicht mehr. Er folgte ihr durch das stille Stiegenhaus, durch die Halle. Der Nachtportier starrte in eine Zeitung und sah nicht auf. Er folgte ihr willenlos durch das Portal. Das Geräusch seiner eigenen Schritte erschreckte und ängstigte ihn. Sie ging zum Kai und blieb stehen. „Kommen Sie,“ flüsterte sie.

Sie ließ ihn vorangehen; er stieg in das Motorboot, das sofort abfuhr, als auch sie es betreten hatte.

„Wohin?“ fragte er düster.

Sie antwortete nicht.

Doch er kannte diesen Weg zwischen den Lagunen: sie fuhren zum Lido. Er kannte auch den Weg, den sie später gingen: die Hotelstraße, der Weg am Meer; alles war ihm bekannt.

„Hier sind Sie wohl gegangen?“ fragte sie plötzlich.

„Nein, ich ging hier niemals,“ antwortete er und sah sie an. Sie lächelte unmerklich und hatte einen grausamen Zug um den Mund.

Frau von Janotta ging schneller; sie wählte den Weg zum Strand, genau, wie er ihn früher gegangen war, sie schritt zwischen den beiden Reihen der Badehütten ihrem Ziel zu, als wenn sie ihm zu verstehen geben wollte, daß sie jeden seiner Wege kannte. Ja, als sie an der Hütte vorbeikamen, in der er sich nach der Tat verkrochen hatte, nahm sie ein Stückchen Kreide aus der Tasche und zeichnete ein weißes Kreuz auf die Tür.

Plötzlich ertönte eine Sekunde lang ein trockenes Lachen; aber derjenige, der gelacht hatte, blieb unsichtbar; dann wurde wieder alles still. In demselben Augenblick erblickte Bransen, nah dem Meer und nur etwas entfernt von der Brücke, einen Gegenstand, der wie ein ausgebreiteter Schleier aussah. „Wozu liegt da ein Schleier?“ dachte er, trat heran und erriet, daß sich unter dem Schleier jemand versteckt hatte.

Bransen starrte unschlüssig die schweigende Begleiterin an.

(Fortsetzung folgt).

Gerhart Hauptmann über seine Hamlet-Umarbeitung.

Ein deutscher Schriftsteller, ein Freund Gerhart Hauptmanns, erzählt, wie er vor etlichen Jahren eines Tages in Hauptmanns Villa in Agnetendorf im Riesengebirge zu Besuch war; die beiden Herren saßen in ihr Buch vertieft. Plötzlich warf Hauptmann sein Buch mit einer so verächtlichen Gebärde auf den Schreibtisch, als habe man ihm eine persönliche Beleidigung zugefügt. „Der helle Wahnsinn!“ rief er erbittert, erhob sich und lief in der Stube auf und ab. Sein Freund, der neugierig war, welches Buch Hauptmann in diesen Zustand der Empörung zu bringen vermochte, warf einen Blick auf das Titelblatt und las zu seinem Erstaunen: „Hamlet, Prinz von Dänemark, Tragödie in fünf Akten von William Shakespeare.“

„Heller Wahnsinn“ war Hauptmanns Eindruck von diesem Buch, der sich auch im Laufe der Jahre nicht verwischte. Im Gegenteil wurde seine Ueberzeugung immer fester, daß der Hamlet, wie er in unserer Zeit über die Bühnen geht, nur eine Verschandelung eines ursprünglichen Meisterwerkes ist, und er faßte den Plan, dieses Meisterwerk in seiner alten Schönheit wiedererstehen zu lassen und alles zu entfernen, was verwischende Zutat und fremde Beimischung war. Erst nach vielen Jahren intensiver Arbeit ist er jetzt — die Uraufführung hat vor einiger Zeit in Dresden stattgefunden — mit seinem Werk an die Oeffentlichkeit getreten. Hauptmann selber nennt als Grund seiner Bearbeitung die folgenden Erwägungen: „Wir wollen hier die Quellen der Fehler betrachten, die daran schuld sind, daß wir jetzt eine verunstaltete Ausgabe von Shakespeares ursprünglicher Arbeit haben. Shakespeare hat sein Stück für sein eigenes Theater geschrieben. Hier sind nach Bedarf die ersten Aenderungen vorgenommen worden. Das ursprüngliche Manuskript kam schon damals in Gefahr. Die Rollen wurden ausgeschrieben, bis wahrscheinlich nur noch diese Rollen vorhanden waren, und bald wurden sie auf den mannigfachen Reisen der Truppe makulaturartig. Das Stück ging oft auf eine andere Truppe über, das Werk wurde aus den Rollen zusammengesetzt und für das neue Publikum und die Schauspieler zurechtgeschnitten, der Szenengang war nicht immer der gleiche. Von den Abschreibern wurden oft die Namen der Personen verwechselt; dem Direktor war das gleichgültig, in seiner Zeit gab es noch nichts, was Pietät hieß; das haben erst die Jahrhunderte geschaffen. Die Rolle kam in den Besitz des Schauspielers, der Schauspieler improvisierte, spätere Schauspieler übernahmen das als Tradition. Zu Shakespeares Zeit stahl man sogar ganze Stücke durch stenographische Notizen während der Vorstellung selbst.

Der Hamlet-Text, den wir besitzen, stützt sich auf die Ausgaben von 1603 und 1604: beides sind sogenannte Piratenausgaben. Von der ersten (der Ausgabe vom Jahre 1603) wird direkt gesagt, daß es eine „unordentlich gedruckte, oft verunstaltete Piraten-Ausgabe“ sei. Die Shakespeare-Forscher zögern auch nicht das auszusprechen. Die zweite Ausgabe ist hier und da korrigiert und vervollständigt. Diese Ausgabe ist der Ausgabe von 1623 zu Grunde gelegt, die der Text ist, den wir noch heute besitzen, doch nicht ohne Hinzufügungen und verschiedene Lesearten. Die Herausgeber gestehen denn auch, den Text aus vergilbten Papierlappen zusammengesetzt zu haben, die kaum mehr als einen Tintenkleks, der von Shakespeares eigener Hand stammte, enthielten.

Was mich vor allem zu dieser schwierigen Aufgabe veranlaßte, war das Problem von Laertes' Aufstand im vierten Akt. Ich bin der Ansicht, daß diese Handlung logisch Hamlet und nicht Laertes zukommen muß. Gründe hierfür gibt es mehrere. Der wichtigste dürfte sein, daß der korrekte Hofmann Laertes, der mit seiner ganzen Familie in so hoher Gunst im Hause des Königs steht und absolut keinen Anspruch auf den Thron hat, einen solchen Aufstand nicht führen kann und will. Ein Hofmann, der so in vollem Glanze steht, wie Laertes, stellt sich nicht an die Spitze eines Aufrührerheeres, weil seinem Vater das Unglück zugestoßen ist, ermordet zu werden. Er weiß, daß dieser Mord nicht vom König veranlaßt sein kann, und wird in aller Ruhe und Korrektheit die Informationen über den Mord abwarten. Er würde nicht, ehe er mit dem König allein gesprochen, an der Spitze des Heeres in das Gemach des Königs stürzen und brüllen: „Du feiger König, gib mir meinen Vater!“ Dabei würde nichts weiter herauskommen, als daß er seinen Kopf verlöre. Der Versuch müßte von vornherein unglücklich ausfallen, allein aus dem Grunde, weil er mit keiner Macht hinter sich rechnen kann. Anders ist es mit Hamlet, der bei den breiten Schichten in Gunst stand. — Wenn wir annehmen, daß Laertes nicht der korrekte Hofmann war, sondern der verwegene, tollkühne, dämonische Abenteurer und Empörer, und daß das Unmögliche ihm wirklich glücken sollte: zum König ausgerufen zu werden, so würde seines Vaters Tod nur ein Vorwand gewesen sein, das bestehende Königshaus auszurotten. Andererseits: Wäre es dem König gelungen, diesen Aufrührer zu Boden zu zwingen, so würde Hamlet doch für ihn die große Gefahr bleiben, die er sich je eher je besser vom Halse schaffen müßte. Nein, Hamlet unternimmt den Aufstand. Das liegt in seinem Wesen, liegt in der Sache, liegt in der gesetzmäßigen Dynamik des Stückes. Für seine Willenskraft gibt es zahlreiche Beweise, in der Art zum Beispiel, wie er sich bis zur Enthüllung von des Königs Verbrechen verhält, zeigt sich in der Art, wie er den Mord aufschiebt, — als der König selbst ihn darum bittet, in seinem Sturmlauf gegen das Gewissen der Mutter, in seiner Versicherung, noch tiefere Ränke spinnen zu wollen als der feindlich gesinnte Oheim, als dieser ihn nach England schickt. Er verhandelt mit Fortinbras, er kommt wieder, um dem König sein Verbrechen ins Gesicht zu sagen mit den Worten: „Du feiger König, gib mir meinen Vater!“ Darin liegt ein Sinn.

Und wie entstellt ist nicht das ganze Verhältnis zwischen Ophelia und Hamlet! In der einen Szene werden sie künstlich zusammengebracht, von ihrem Wahnsinn erfährt er nichts, und erst an ihrem Grabe klingen seine Klagen. Ohne Zweifel hat es auch im „Hamlet“ ein Gegenstück zu der Balkonszene in „Romeo und Julia“ gegeben.

Der berühmte Dialog endlich: „Sein oder Nichtsein“ gehört sicher nicht in den dritten Akt, wo er jetzt steht, sondern in den Anfang des fünften Aktes. Es gelingt dem König und der Königin, Hamlets Aufstand durch beruhigende Worte und Versicherungen von ihrer Unschuld zu brechen. Darauf kommt der für Hamlet überwältigende Anblick: Ophelias Wahnsinn. Und als der König darauf sagt: „Wählt die verständigsten von euren Freunden und laßt sie richten zwischen euch und mir“ (was er jetzt zu Laertes sagt), folgen auf diese bedeutsame Szene Hamlets Reflexionen, die er in dem Monolog ausdrückt: „Sein oder Nichtsein . . .“

Mit anderen Worten: Hamlet kommen wieder Zweifel, ob sein Oheim wirklich den Mord begangen hat. Der ganze ungeheure seelische Druck löst sich aus in dem Monolog mit den darauffolgenden Worten über die Schwachheit seines Handelns. In einem ehrlichen Kampf ist Hamlet jetzt der Unterlegene. Nur Claudius merkt es nicht, sondern bewußtlos vor Angst und Raserei fällt er in seine eigene Schlinge, und Hamlet wird trotz allem seines Vaters Rächer.

Den Torso des unsterblichen Hamlet-Textes so zu vervollständigen, daß die Tragödie in ihrer ursprünglichen Vollkommenheit sichtbar wird, ist natürlich eine Unmöglichkeit. Die hinzugefügten Stellen machen nur den Anspruch darauf, dem Werk etwas von seiner Symmetrie zurückzugeben und seine wahre Gestalt ahnen zu lassen.“

Die Literarhistoriker werden nun nachzuprüfen haben, inwieweit Hauptmanns schwerwiegende Einwände berechtigt sind und inwieweit seine Neuformung des Textes dem Shakespeareschen Original näher kommt als die Fassungen, die bisher verbreitet waren.

Drei Bürgermeister-Stücke aus einem alten deutschen Schwankbuche.

Wie ein Bürgermeister mit zwei bösen Nachbarn verfuhr.

Zwei Nachbarn, welche immer miteinander zankten, kamen vor den Bürgermeister einer kleinen Ursach halber — vielleicht war es um eine Henne oder Ente zu tun — und hatten beide viel großer Klagen, also daß sie den Bürgermeister schier taub machten und er ihrem Geschwätz nimmer mochte zuhören, so daß er ihnen einen gar kurzen Bescheid gab. Der eine war aber insonderheit eine neidische Hadermetze, wie man ihrer wohl mehr findet, und da er sah, daß der Bürgermeister seinem Nachbar nicht eine besondere Rüge gab oder Geldstrafe auflegte, ward er so hart ergrimmt, daß er nicht wußte, was er vor Zorn sagen sollte, und sprach: „Herr Bürgermeister, noch ein bös Stück weiß ich von ihm: er ist ein Wiedertäufer.“ Der andere sprach: „Gnädiger Herr, er lügt in seinen Hals hinein, er ist selbst einer und hat mich auch dazu bringen wollen“, und tat dazu einen großen Schwur oder vier und sprach: „Wenn es nicht vor dem Bürgermeister wäre, ich wollte dir den Kopf zerschlagen.“ Der Bürgermeister war froh, daß er sie los wurde, und sprach: „Geht hin, liebe Freunde, und vertragt euch selbst miteinander; denn ich sehe wohl an eurer schweren und neidischen Nachbarschaft, daß Ihr beide keine Wiedertäufer seid; ich glaub' nicht, daß euer einer, so er an einen Backen geschlagen wird, daß er den andern auch dar hielte.“ Also kann ein Herr mit solchen zänkischen Leuten nicht besser davonkommen, denn daß er sie kurz abweist, und sich selbst vertragen läßt.

Der Bürgermeister von Villingen.

Es war einmal ein Bürgermeister in Villingen, der hieß Schlaule und hielt sich in seinem Hause allerlei Vögel. Nun hatte er auch einen Kreuzschnabel, der war ihm von allen Vögeln der liebste und hatte auch den schönsten Käfig. Eines Tages aber vergaß der Bürgermeister, das Türlein am Käfig des Kreuzschnabels zu schließen, so daß der Vogel herausflog und durch das offene Fenster entfloh. Darüber wurde der Bürgermeister ganz traurig und dachte hin und her, wie er des Flüchtlings wieder habhaft werden könne, so daß er sich fast den Kopf zerbrach. Da fiel ihm endlich ein Rat ein, und er befahl, sofort alle Tore der Stadt zu verschließen, „denn,“ sagte er, „wenn er noch nicht zur Stadt hinausgekommen ist, werden wir ihn schon erwischen, oder er kommt selbst wieder heim, wenn er die Tore geschlossen findet“. Und das letztere geschah auch. Zwei Tage nachher, es war im Winter und sehr kalt, kam der Kreuzschnabel vor des Bürgermeisters Fenster geflogen und pickte mit dem Schnabel an die Scheiben. „Haben wir dir das Handwerk gelegt, du Ausreißer?“ sprach vergnügt der Bürgermeister und machte das Fenster auf. Der Kreuzschnabel flog halb verhungert und zitternd vor Kälte seinem Herrn auf die Hand und wurde von diesem wieder in den Käfig gesteckt. Schlaule ließ sofort in der ganzen Stadt ausschallen, daß der Kreuzschnabel wiedergekommen sei und niemand mehr nach ihm zu fahnden brauche. Zugleich ließ er die Stadttore wieder öffnen, da ein längeres Verschlossensein nicht mehr nötig sei. Es behaupten zwar die Leute, er habe in der

Die Kraftprobleme der Zukunft.

Von Dr. Hans Seydewitz.

So gewaltige Fortschritte unsere Technik gerade im letzten Jahrzehnt wieder gemacht hat auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie und der Elektrotechnik überhaupt, so müssen wir doch zestehen, daß wir gerade den wichtigsten Problemen noch immer verhältnismäßig wenig nähergekommen sind. Die Frage aller Fragen für Industrie, Wirtschaft und Technik bleibt nach wie vor die Frage der Kraftquellen. Unsere Kohlenvorräte werden nicht ewig reichen, ihr Abbau wird schwieriger und kostspieliger werden, während auf der anderen Seite die Maschinisierung unserer Produktion, die Ausschaltung der Menschenkraft immer neue Kraftquellen fordert. Die in unseren Strömen vorhandene Wasserkraft würde, selbst wenn es ohne Behinderung der Schiffahrt möglich wäre, sie möglichst restlos auszunutzen, nur einen Bruchteil unseres Kraftbedarfs decken können. Es gibt nur wenige Länder, die unter so günstigen geographischen Bedingungen leben, daß die vorhandenen Wasserkräfte ihren Kraftbedarf vollkommen zu decken vermögen. Die Versuche, die gewaltige Kraft des Meeres nutzbar zu machen, haben bisher keine überzeugende Ergebnisse erzielt. An der französischen Küste existiert ein sogenanntes Gezeiten-Kraftwerk bei L'Aber-Brach, in dem die gewaltige Kraft der Ebbe und Flut in elektrische Kraft umgewandelt wird. Aber die Ausbeutung dieser Kraft der Ebbe und Flut scheitert vor allen Dingen daran, daß man Werke von ungeheurer Ausdehnung gewaltige Küstenstrecken lang bauen müßte, um wirklich erhebliche Mengen elektrischer Kraft zu gewinnen. Die Kraft der Ebbe und Flut ist sicher gewaltig, wenn sie als Ganzes auf unsere Küsten wirkt, aber die geringen Teile des Küstenabschnittes, die man praktisch in einem Kraftwerk erfassen kann, ergeben eben doch verhältnismäßig geringe Kraftmengen.

Vor einigen Monaten berichteten französische Zeitschriften über einen anderen Versuch, das Meereswasser in den Dienst der Krafterzeugung zu stellen. Aus der Tatsache, daß große Differenzen in der Temperatur der einzelnen Wasserschichten des Meeres bestehen, wollten die Erfinder die Möglichkeit der Erzeugung elektrischer Kraft herleiten. Zu praktischen Experimenten ist es jedoch bisher in größerem Umfange anscheinend nicht gekommen. Jedenfalls hat man nichts davon gehört, außer daß von anderen Physikern die Berechnungsformel als irrtümlich und fehlerhaft bezeichnet wurde.

Immerhin gehört dieser Versuch bereits in die Reihe der Projekte, die die vorhandene Wärme nutzbar machen wollen. Die Wärme ist ja nicht etwa nur in den heißen Ländern vorhanden. Da sie ein relativer Begriff ist, so ist sie letzten Endes überall enthalten, in der Luft wie im Wasser, im Erdboden wie in den Sonnenstrahlen. Wir sind in bezug auf die Wärme eigentlich ständig von Kraftquellen umgeben, deren Ausnutzung bisher noch niemals in Angriff genommen worden ist. Die einzige Verwendung natürlicher Wärmekraft, die wir kennen, ist die Auswertung der vulkanischen Dampfquellen, die man in Italien in Angriff genommen hat. Aber auch hier experimentiert man vorläufig noch, obwohl man bereits ein großes elektrisches Werk, dessen Dampfmaschinen mit dem natürlichen Dampf gespeist werden, errichtet hat. Außerdem sind diese bequemen Wasserkraftquellen nur an verhältnismäßig wenigen Punkten der Erde vorhanden, und die auf ihnen errichteten Werke befinden sich infolge des vulkanischen Charakters des Territoriums eigentlich stets in einer Zone höchster Gefahr. Alle anderen Versuche, die vorhandenen natürlichen Wärmemengen als Kraftquellen zu benutzen, haben bisher zu keinerlei Erfolg geführt. Die Hauptkraftquelle ist naturgemäß die Sonne selbst, und obwohl die Erfinder seit Jahrhunderten ohne Unterlaß bestrebt sind, die Kraftquellen der Sonnenwärme in elektrische oder in andere für die Menschheit nutzbare Kraft umzuwandeln, sind doch alle diese Versuche bisher ergebnislos gewesen. Auch hier liegt das Problem so, daß zwar ungeheure Mengen an Energie vorhanden sind, daß aber die Verteilung von der Natur so außerordentlich fein durchgeführt ist, daß alle Versuche der Konzentration dieser Kraft bisher zum Scheitern verurteilt waren. Natürlich kann man mit gewaltigen Brenn- und Hohlspiegeln, mit Riesenlinsen und optischen Systemen so viel Sonnenwärme einfangen, um damit eine geringe Quantität elektrischer Energie zu erzeugen. Aber die gewonnene Menge Elektrizität steht in keinem Verhältnis zu den aufgewendeten Mitteln. Es handelt sich nicht um Kraftgewinnung, sondern um Kraftvergeudung.

Es hat keinen Zweck, sich darüber zu täuschen, daß wir gerade dem Kraftproblem und seiner Lösung in keiner Weise näher gekommen sind. Vielleicht liegt die Lösung auch vorläufig nicht einmal in dieser Linie. Vielleicht müssen wir vielmehr durch zweckmäßige Krafterspарnis die Streckung unserer noch vorhandenen Kohlenvorräte, die ja immerhin noch Generationen von Menschen reichen werden, erzielen. Die Hauptkraftvergeudung liegt heute in der Kraftaufwendung, die für den Transport der Kraft notwendig ist. Ungeheure Mengen von Kraft gehen verloren, um Kohle oder flüssige Brennstoffe von den Fundorten an die Verbrauchsorte zu leiten. Diese Kraftvergeudung wird aufhören in dem Augenblick, in dem die drahtlose Uebertragung elektrischer Kraft erreicht ist. Und hier sind wir allerdings auf dem besten Wege zur Lösung des Problems. Unser Rundfunk und Bildfunk, unsere drahtlose Telegraphie, das Fernlenken von Luftschiffen und Motorbooten, das alles sind letzten Endes bereits drahtlose Kraftübertragungen, wenn auch vorläufig noch die Menge der übertragenen Kraft gering ist. Der Tag kann nicht mehr allzu fern sein, an dem es der modernen Technik gelungen ist, diese geringen Kraftmengen übertragener elektrischer Energie bis zu einer gewissen Grenze beliebig zu steigern.

Potemkinsche Fenster-Scheiben.

Von Luz Larcus.

Die Elektrische, die vom Gebirge in die Großstadt fährt, hält bei jedem kleinen Dorf an. Sie fährt 49 Minuten von End-Haltestelle zu End-Haltestelle und kostet fünfundachtzig Pfennig. Man sagt: sie darf nicht billiger sein, weil die Eisenbahn, welche dieselbe Strecke fährt, keine billigere Konkurrenz duldet. Die Groß-Stadt ist um ihren, jetzt eingemeindeten Gebirgsort, ein ehemals berühmtes Weltbad, sehr besorgt: sie redet ihren Bürgern gut zu, von den Heilquellen zu nippen. Aber die Fahrt kostet 85 Pfennig und dauert 49 Minuten, und sie hat noch einen dritten Vorzug.

Acht Monate im Jahre fahre ich jeden Morgen vom Gebirge nach der Stadt und jeden Mittag von der Stadt ins Gebirge. Morgens fährt die Bahn durch frische Felder, mittags durch sengende Glut. Aber weder morgens noch mittags, weder im Frühjahr noch im Sommer, noch im Herbst sind die Fenster geöffnet. In einem Glaskasten fährt man durch den Frühlingsmorgen und durch den Sommermittag. Acht Monate öffne ich jeden Morgen das Fenster, an dem ich sitze. Der Kondukteur kommt herein: je nach Art schüttelt er nur den Kopf oder schnauzt er mich an; manche werfen mir nur einen Blick zu, der sitzt; manche kanzeln mich ab und ziehen das Fenster wieder hoch. Einige Wagen haben Fenster, die nur mit einem Schlüssel geöffnet werden können. Und den Schlüssel hat der Kondukteur. Ich wage es nur bei jedem Fünften, darum zu bitten, mir die Vergünstigung zuteil werden zu lassen und das Fenster — aufzuschließen . . .

Eines Tages steh' ich an der End-Haltestelle des Gebirgsortes und pumpe mir noch einmal richtig die Lunge mit Luft voll. Die Bahn fährt vor. Aber es sind nicht die Wagen, die ich kenne; es sind neue schöne Wagen mit schwungvollen Konturen. Auch in ihnen kostet die Fahrt 85 Pfennig; und sie rollen ebenfalls 49 Minuten von einem Ende zum andern. Aber sie haben — da Fortschritt sein muß — keine Netze mehr über den Plätzen. Dafür aber ein einziges Netz für den ganzen Wagen: wo mindestens ein Stullenpaket in bescheidenem Umfang Platz hat. Ich will — obwohl es abends ist — einen schmalen Fensterspalt vorsichtig öffnen. Ich warte, bis sich der Kondukteur mit den Fahrgästen beschäftigt, um möglichst unbemerkt . . . Ich suche nach einem Riemen, nach einem Griff; nach einem Hebel. Fest und sicher sitzen acht riesige Fensterscheiben in acht riesigen Rahmen: unantastbar für Bubenhände, die sie öffnen wollten. Unantastbar: unlöslich eingekittet. Ich sehe mich im Wagen um: durch schmale, winzige Spältchen an der einen Schmalseite des Wagens kann eventuell die Gebirgsluft in unschädlich-minimalen Dosierungen die Menschenluft verdünnen. Und Sonne und Mond und die wohlriechenden Wiesen kann der Fahrgast durch die nicht zu knapp bemessenen, schönen, großen, gut eingekitteten acht Fensterscheiben — bewundern.

Aus aller Welt.

Der chinesische Kuß.

In China ist der Kuß viel komplizierter als bei uns. Er zerfällt in drei Zeiten.

Erstens: Die Nase nähert sich der Wange der Geliebten.

Zweitens: Es wird langsam und lange durch die Nase eingeatmet, die Augen blinzeln.

Drittens: Die Lippen lassen ein leises Geräusch hören, ohne die Wange zu berühren.

Das ist alles. Aber ist das nicht hübsch? Und die Chinesen sehen mit Verachtung auf die Europäer herab, die „ihre Lippen wie Saugnäpfe benutzen".

Die Schlange auf dem Weltmarkt.

Schlangenzüchter! Ein noch nicht überfüllter Beruf! Wenn die jetzige Mode anhält, wird es ein recht gutes Geschäft werden.

In Amerika gibt es übrigens schon seit einiger Zeit Krokodilzüchtereien. Die herrschsüchtige Mode befiehlt, daß das Geschöpf, das Eva versuchte, seine Haut für unsere Schuhe hergibt. Auch die Evas von heute können der Schlange nicht widerstehen.

Woher kommen alle diese Schlangenhäute? Ausgerechnet von da, wo es seit Jahrhunderten keine einzige Schlange mehr gibt, aus England. London allerdings bekommt sie zunächst von Hindostan, dem Land der Reptilien. Außer Indien beliefern noch Brasilien, Niederländisch-Indien und die Antillen den Weltmarkt. Aber in anderen Kolonien fehlt es wahrhaftig nicht an Schlangen. Eine lohnende Aufgabe für einen genialen Kolonisten, diese Verdienstmöglichkeit auszubeuten.

Fröhliche Ecke.

Der Trinker. „Da sagen sie immer, Kognak sei ein Stärkungsmittel. Das begreife, wer will. Wenn ich bloß die Flasche mit dem Etikett sehe, werde ich schon s c h w a c h."

Protest. „Herr Schiedsrichter, pfeifen Sie doch nicht immerzu ab, wir sind doch zum Eishockey da und nicht zum Flötenkonzert."

Neureichs im Elite-Hotel. „Aber, Mann — du steckst das Messer in den Mund! Es ist doch ein — Gabelfrühstück."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.